Auslaufmodell Kirchenzeitung?

„Bonifatiusbote“, „Der Sonntag“ und „Glaube und Leben“ sollen nur noch bis Ende 2023 erscheinen. Sind die deutschen Kirchenzeitungen noch zu retten? VON BENEDIKT WINKLER

Seit 1884 erscheint der „Bonifatiusbote“, in den 70ern kam es zur Kooperation mit den Bistumszeitungen „Der Sonntag“ und „Glaube und Leben“. *Foto: Bistum Mainz*

Die Bistümer Fulda, Limburg und Mainz haben beschlossen, ihre Bistumszeitungen bis Ende 2023 einzustellen. Betroffen sind der „Bonifatiusbote“, „Der Sonntag“ und „Glaube und Leben“. Die drei Bistumszeitungen mit einer Auflage von etwa 21 000 werden von der gemeinsamen Gesellschaft für kirchliche Publizistik herausgegeben. Die Generalvikare Udo Markus Bentz, Wolfgang Rösch und Gerard Stanke teilten den 22 Mitarbeitenden die Entscheidung am 23. Mai mit. Hauptgrund sei der kontinuierliche Rückgang der Auflage, hieß es. Es habe viele Bemühungen gegeben, die Kirchenzeitungen attraktiv zu halten und sich an den veränderten Medienkonsum anzupassen, allerdings war der Zuschussbedarf zu hoch. Die Generalvikare sprachen von einer „sehr schwierigen Entscheidung“, schließlich seien die Kirchenzeitungen seit vielen Jahrzehnten wichtige Bausteine der bistumseigenen Kommunikation. Jetzt gelte es, neue Wege in der Kommunikation zu entwickeln und Print und Online enger zu verzahnen. Für die 22 Mitarbeiter, die 2023 von der Einstellung der Bistumszeitung betroffen sein werden, haben die Gesellschafter faire, sozialverträgliche und kirchennahe Lösungen zugesichert.

Die Entscheidung aus Mainz, Limburg und Fulda hat etliche Reaktionen hervorgerufen. „Der Katholische Medienverband KM. kritisierte die Entscheidung als eine „fast kurzschlüssige Handlung“, die nicht in die Zukunft weise. Zwar wachse die Bedeutung von Online- und Audioformen, so der KM.-Vorsitzende Ulrich Peters, doch der Wert von Print sei nicht zu unterschätzen.

Medienbischof Gebhard Fürst sagte der Katholischen Nachrichtenagentur, er halte Bistumszeitungen weiterhin für „eine wichtige Säule der Kommunikation zwischen Kirche und Gläubigen“. Die Zukunft seiner Bistumszeitung läge, so Fürst, im richtigen Mix und in der Vernetzung der einzelnen Medienkanäle.

Der Kommunikationschef der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Christian Klenk, sieht im Essener Bistumsmagazin „Bene“, welches fünfmal im Jahr in Magazinform erscheint, eher ein Modell mit Zukunft. „Bene“ wird auf Kosten der Diözese zugestellt, während die Bistumszeitungen überwiegend von Abonnenten bezahlt werden. Die Gesellschaft katholischer Publizisten (GKP) reagierte mit großem Bedauern auf das geplante Ende der Kirchenzeitungen. „Die Einstellung der drei Titel mit ihrer großen Tradition ist gleichwohl schmerzhaft – für die LeserInnen wie für unsere KollegInnen in den Redaktionen“, sagte der GKP-Vorsitzende Joachim Frank. Er wünscht sich Investitionen in Kreativität und journalistische Kompetenz, damit die Stimme der Kirche über ihre schwindenden Kernmilieus hinaus wahrnehmbar bleibe. In vielen Bistümern würden derzeit neue Modelle entwickelt und Erfahrungen gesammelt. Der Geschäftsführer der Verlagsgruppe Bistumspresse, Ulrich Waschki, sprach sich für mehr Kooperationen aus, um dem wirtschaftlichen Druck zu begegnen. Waschki verwies gegenüber dem „Domradio“ darauf, dass sich die Bistumsblätter an Menschen richteten, „die der Kirche hoch verbunden seien“.

Karoline Höfler vom Michaelsbund sagte gegenüber der „Tagespost“, dass „das Produkt Kirchenzeitungen vor allem die Generation der über 60-Jährigen erreicht - die regelmäßigen sonntäglichen Kirchgänger“. Die Münchner Kirchenzeitung hat eine Auflage von 20 600, doch die Leserschaft ist auch im Erzbistum München-Freising rückläufig. Höfler meint, man müsse über Print neu nachdenken, aber nicht nur; nur Online könne dagegen auch nicht die Lösung sein. Der „Bonifatiusbote“ erscheint derzeit im 135., „Glaube und Leben“ im 75. und „Der Sonntag“ im 73. Jahrgang. Ihren Ursprung haben die katholischen Bistumszeitungen im 19. Jahrhundert. Die Tatsache, dass jeder Bischof sein „Bistumsblatt“ herausgibt, ist eine Entwicklung Mitte des 20. Jahrhunderts. Betrug die Auflage der katholischen deutschen Bistumszeitungen in den 60ern etwa 2,4 Millionen, so beträgt sie heute nur noch eine halbe Million. Ob es den deutschen Bistumszeitungen gelingt, über ihr schwindendes Kernmilieu hinaus andere Milieus zu erreichen, wird davon abhängen, wie ihre Herausgeber die Zeichen der Zeit deuten und neben einer gewohnheitsmäßigen und territorial definierten „Hofberichterstattung“ vor allem die jüngere Generation mit den partizipativen Kommunikationsmöglichkeiten des Kirche-Seins ansprechen und begeistern.

Community ist nicht Gemeinschaft

Die Papstbotschaft zum 53. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel VON JOSEF BORDAT

Am 2. Juni 2019 findet der 53. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel statt. Unter dem Leitwort „Denn wir sind als Glieder miteinander verbunden“ (Eph 4,25), geht es in der Botschaft von Papst Franziskus um Beziehungsformen und vor allem darum, „von den Social Network Communities zur menschlichen Gemeinschaft“ zu gelangen.

Papst Franziskus stellt fest, dass „Social Network Community nicht automatisch dasselbe bedeutet wie Gemeinschaft“. Im besten Fall könnten „solche Communities Zusammenhalt und Solidarität vorweisen“, oft aber seien sie „nur Ansammlungen von Individuen, die sich um Interessen oder Themen herum bilden und für die eine schwache Bindung der Einzelnen charakteristisch ist“. Außerdem basiere, so der Heilige Vater, die Identität in den sozialen Netzwerken „zu oft auf Abgrenzung gegenüber anderen, gegenüber denen, die nicht zur Gruppe gehören“.

Franziskus führt dazu aus: „Man definiert sich über das, was trennt, und nicht über das, was eint. Damit schafft man eine Plattform für Verdächtigungen und die Äußerung aller Arten von Vorurteilen (ethnische, sexuelle, religiöse und andere). Dieser Trend ist ein Nährboden für Gruppierungen, die Heterogenität ausschließen und auch im digitalen Bereich einen ungezügelten Individualismus nähren, ja manchmal sogar regelrechte Lawinen des Hasses lostreten. Das, was ein Fenster zur Welt sein sollte, wird so zu einem Schaufenster, in dem man den eigenen Narzissmus zur Schau stellt.“

Dem setzt Franziskus die Metapher des Leibes und seiner Glieder entgegen, mit deren Hilfe der Apostel Paulus das Verhältnis der Gegenseitigkeit zwischen den Menschen beschrieben habe, das in einem Organismus begründet liege, der sie vereint und der sie wahrhaftig aufeinander Bezug nehmen lässt: „Legt deshalb die Lüge ab und redet die Wahrheit, jeder mit seinem Nächsten; denn wir sind als Glieder miteinander verbunden“ (Eph 4 ,25). Der Heilige Vater bezieht das auf unser Miteinander heute, auch im Rahmen der Kommunikation in den Sozialen Medien: „Das Als-Glieder-miteinander-verbunden-sein ist die tiefe Motivation, mit der der Apostel uns auffordert, die Lüge abzulegen und die Wahrheit zu sagen: Die Verpflichtung zur Bewahrung der Wahrheit ergibt sich aus der Notwendigkeit, das gegenseitige Gemeinschaftsverhältnis nicht zu leugnen. Tatsächlich offenbart sich die Wahrheit in der Gemeinschaft. Die Lüge hingegen besteht in der egoistischen Weigerung, die eigene Zugehörigkeit zum Leib anzuerkennen und in der Weigerung, sich anderen hinzugeben, womit man jedoch auch den einzigen Weg der Selbstfindung verliert. Die Metapher des Leibes und seiner Glieder lässt uns über unsere Identität nachdenken, die auf Gemeinschaft und Verschiedenheit basiert. Als Christen verstehen wir uns alle als Glieder des einen Leibes, dessen Haupt Christus ist. Das hilft uns, andere Menschen nicht als potenzielle Konkurrenten zu sehen, sondern auch unsere Feinde als Mitmenschen zu betrachten. Dann müssen wir uns nicht länger über einen Gegner definieren, denn aus der Perspektive der Inklusion, die wir von Christus lernen, können wir das Anderssein neu entdecken, nämlich als integralen Bestandteil und Bedingung für Beziehung und Nähe.“

Mit dieser Haltung könnten wir, so der Heilige Vater, „den Weg öffnen zum Dialog, zur Begegnung, zum Lächeln, zu liebevollen Gesten“. Das sei das Netz, das wir wollen: „Ein Netz, das nicht als Falle genutzt wird, sondern der Freiheit und dem Schutz einer Gemeinschaft freier Menschen dient“. Schließlich erinnert Papst Franziskus daran, dass die Kirche selbst „ein von der eucharistischen Gemeinschaft geknüpftes Netz“ ist, wo die Einheit nicht auf „Likes“, sondern auf der Wahrheit, auf dem „Amen“ beruhe, „mit dem jeder seine Zugehörigkeit zum Leib Christi zum Ausdruck bringt und die anderen annimmt“.

MEDIEN

E wie Edit-War („Editierkrieg“)

VON JOSEF BORDAT

Krieg, so der griechische Philosoph Heraklit, sei „der Vater aller Dinge“. Krieg steht aber vor allem für Zerstörung von Leben und Kultur. Wie dem auch sei: Die Kriegsmetapher ist stark. Wer den Begriff in den Alltag einträgt, will damit in besonders deutlicher Weise eine Problematik vorstellen, die zerstörerisch, zumindest nervtötend ist. Der „Papierkrieg“ mit Behörden oder der zwischenmenschliche „Rosenkrieg“ sind dafür bekannte Beispiele. Ein etwas neuerer Anwendungsfall ist der „Bearbeitungskrieg“ – „Edit-War“. Dieser Krieg findet im Hintergrund der Wikipedia statt, „wenn zwei oder mehrere Benutzer abwechselnd die Änderungen anderer Benutzer rückgängig machen oder überschreiben“, wie es die Online-Enzyklopädie selbst definiert. Eskalieren kann das Ganze in Gestalt des Deletion-War („Löschkrieg“), der eintritt, „wenn zwei oder mehr Administratoren abwechselnd einen Artikel löschen und wiederherstellen“. Das hört sich erst mal noch ganz harmlos an und die Kriegsrhetorik scheint verfehlt, doch ein derart perpetuierendes Hin undHer kann in der Praxis zu langen Auseinandersetzungen führen, die an den Kräften der (ehrenamtlich tätigen) Bearbeiter eines Artikels zehren, die Lust an der Wikipedia rauben und damit deren Entwicklung gefährden, denn sie lebt ja von motivierten Autoren. Die Diskussion der Kontrahenten, so mühsam sie auch sei, ist dabei unumgänglich. Sie liegt – um im Bild des Krieges zu bleiben – auf der Ebene diplomatischer Friedensbemühungen. Ein Edit-War zwischen Artikel-Bearbeitern resultiert folglich „oft aus unzureichender Kommunikation der eigenen Absichten oder aus mangelndem Verständnis der Argumente des Kontrahenten“.

Entstehen kann solch ein Edit-War überhaupt nur deshalb, weil das Online-Lexikon Wikipedia eine sogenannte open source-Plattform ist, an der jede und jeder mitwirken kann und aus der interessierte Personen nur in Ausnahmefällen ausgeschlossen werden sollen – vor allem dann, wenn sie mutwillig Artikel in offensichtlich sinnloser Manier verändern. Man spricht dann von „Vandalismus“. Die meisten Edit-Wars resultieren aber nicht aus Vandalismus, sondern aus durchaus sachlich fundierten Meinungsverschiedenheiten zweier oder mehrerer „Experten“ für das Thema des Artikels, die kompromisslos auf ihren jeweiligen Sichtweisen beharren.

Es gibt also zwei grundlegende Probleme: 1. die prinzipielle Offenheit des Systems im Hinblick auf Zugang und Teilhabe, 2. die mangelnde Bereitschaft, sich offen mit dem Anderen und dessen Positionierung auseinanderzusetzen. An dieser Stelle zeigt sich etwas, das ganz typisch ist für die Kultur des Internets: Die neuen technischen Möglichkeit zur Interaktion werden nicht in entsprechendem Maße genutzt. Im Gegenteil: Man igelt sich ein, zieht sich zurück, beharrt auf seinem Standpunkt. Ein Phänomen, das auch in den Sozialen Medien sattsam bekannt ist. Doch bei einem Online-Lexikon können Grabenkämpfe ohne konstruktive Debatten dessen Reputation erheblich beschädigen. Ein Lexikon-Artikel ist kein Facebook-Kommentar. Das weiß auch die Wikipedia, droht den „Kriegern“ mit Sperren durch ranghohe Administratoren (nach „unabhängiger Prüfung“ des Falls) und appelliert in UNO-Art an die Gemeinschaft der Enzyklopädisten: „Lasst es bitte nicht so weit kommen!“

Dabei kann ein diskursiv gezähmter Edit-War mit ernsthaft an der Sache interessierten „Kriegsparteien“ durchaus Fortschritt bringen. Ziel wäre es dann – ganz klassisch-dialektisch –, in der Diskussion über These und Antithese zu etwas Neuem zu gelangen, der Synthese. Dann hätte Heraklit am Ende doch noch Recht behalten und „Vater Bearbeitungskrieg“ zeugte einen besseren Artikel.